

<b>Zeitschrift:</b>	Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
<b>Band:</b>	36 (1980)
<b>Heft:</b>	5
 <b>Artikel:</b>	Zwei Schriftsteller der zwanziger Jahre und ihre Sprache
<b>Autor:</b>	Teucher, Eugen
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-421299">https://doi.org/10.5169/seals-421299</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zwei Schriftsteller der zwanziger Jahre und ihre Sprache

Viele Literaturkritiker haben festgestellt, daß einzelne Bücher der zwanziger Jahre, namentlich die Erfolgsromane von Lion Feuchtwanger und Konsorten, in einem schludrigen, ja lausigen Deutsch geschrieben waren. Ich hatte im „Sprachspiegel“ schon einmal auf diese Erscheinung hingewiesen, als ich Wilhelm Hauffs Novelle „Jud Süß“ mit dem gleichnamigen Roman von Lion Feuchtwanger verglich. Heute möchte ich von zwei Autoren handeln, die mit ihren gesellschaftskritischen Romanen einander irgendwie verwandt sind, obschon sie sonst kaum etwas miteinander zu tun hatten. Der eine ist ein Schweizer, der andere ein Deutscher. Ihre Namen bedeuten der heutigen Generation wahrscheinlich nicht mehr viel, was sehr zu bedauern ist; denn ihr Lebenswerk ist bedeutungsvoll.

Der Schweizer ist der Basler Carl Albrecht Bernoulli. Er stammt aus der altberühmten Gelehrtenfamilie der Bernoulli, die mit Jakob und Johannes I. und Johannes II. weltberühmte Mathematiker hervorgebracht hat. Auch Carl Albrecht Bernoulli ergriff nach alter Tradition die geehrte Laufbahn, diejenige eines protestantischen Theologen. Er wurde auch Extraordinarius für Kirchengeschichte, resignierte dann aber nach einer gewissen Zeit, weil seine Berufung zur Literatur stärker war. Von der Jahrhundertwende von 1900 an erschien fast jedes zweite oder dritte Jahr ein Roman oder eine dramatische oder lyrische Dichtung. Zuerst waren seine Romane ganz schweizerisch in den Vorwürfen, so „Der Sonderbündler“ (1904), „Die Ausgrabung von Wichtern“ (1909) und „Lukas Heland“ (1911). Dann aber kam im Jahre 1931 das großartige Werk „Ull, der zu frühe Führer“ heraus. Darin gestaltete Bernoulli die Probleme der deutschen Gesellschaft kurz vor dem Aufkommen Hitlers in so meisterhafter Gesellschaftskritik und in so glänzendem Stil, daß er rückblickend als einer der besten Kritiker der deutschen Industriekreise bezeichnet werden muß.

Mit diesem einzigen, aber auch einmaligen Werk stellt sich Bernoulli neben einen andern gesellschaftskritischen Romanschriftsteller, der allerdings die sichere Gestaltung der Industriekreise in Deutschland bei Bernoulli nicht erreicht. Es handelt sich um den Romanschriftsteller Erich Ebermayer, dessen Themen sich fast ausschließlich auf Justizirrtümer und das Problem der privaten Erziehungsanstalten konzentrieren. Er wurde berühmt durch seinen Roman „Kampf um Odilienberg“ (1929). Dieser Erfolgsroman und die Justizirrtumsgeschichten „Fall Claasen“ (1935) und „Unter anderem Himmel“ (1938) setzten ihn instand, ein Schloß in der Oberpfalz zu kaufen, das ihm allerdings sehr zustatten kam, denn er wurde 1935 durch die damaligen Machthaber von der Anwaltsliste gestrichen. 1955 wurde er als Rechtsanwalt wieder zugelassen, und 1967 hatte er die Genugtuung, daß sein Lustspiel „Zwei unschuldvolle Engel“ in Berlin am Kurfürstendamm unter großem Beifall aufgeführt wurde.

Es geht nun darum zu zeigen, daß die deutsche Sprache, im Gegensatz zu den eingangs erwähnten Erfolgsromanen, bei den zwei Autoren Carl Albrecht Bernoulli und Erich Ebermayer sehr sorgfältig gepflegt wurde. Der folgende Abschnitt ist der Erzählung „Der Schritt ins Freie“ entnommen, in dem Ebermayer die Befreiung eines Mannes schildert, der ein volles Jahr in Untersuchungshaft gesessen hatte und dem durch unerwartete und fast unglaubliche Umstände — er überläßt dem Oberstaatsanwalt den Vortritt zu einem gewissen Örtchen, wodurch er einen Augenblick ohne Bewachung ist — der Schritt ins Freie glückt. Er erreicht den Zug nach Leipzig. „Im Wagen belegt er einen Platz, verschwindet im Abort, sperrt zu, wartet. Faßt sich an die Stirn, stöhnt, stöhnt auf, Tränen stürzen aus seinen Augen; er schluchzt laut, es schüttelt ihn, er braucht sich nicht mehr beherrschen, niemand kann ihn hören, draußen ist der Lärm der Abfahrt, die Milchglasscheibe ist hochgezogen. Wieder ist Klinkmüller allein, eingeschlossen in einer Zelle — aber jetzt, jetzt ist Bewegung unter ihm, die Zelle schwankt und schüttert. Es gleitet, es fährt, er fährt.“

Man nennt dieses stilistische Kunstwerk ein Asyndeton, das heißt etwas Unverbundenes. Mit welcher Kunst ist dies gestaltet! In dem ganzen Abschnitt findet sich ein einziges Und, sonst alles unverbunden. Überwältigend!

Auch bei Bernoulli finden sich kunstvoll gestaltete Szenen, z. B. die Todesstunde des „zu frühen Führers“:

„Es wurde ganz still. Und da sagte Heinrich Ull, ohne die Stimme zu erheben, nur mit leicht vorgeschobenem Haupte, Röde mitten ins Gesicht, so daß alle sehen mußten, wie dieser die Augen aufschlug und zuhörte:

Und wenn die Welt voll Teufel wär  
und wollt uns gar verschlingen,  
so fürchten wir uns nicht so sehr,  
es soll uns doch gelingen —

Die Zeit stand still. Und Heinrich stand vor der ganzen Welt. Aus ihm sang es: „Ich überwinde!“, und ihm ahnte der tiefere Sinn dieser Gewißheit, daß das heißt: „Ich unterliege.“ Mit einem unendlichen Blick in die Runde erntete er hundert Blicke, die starr auf ihn gerichtet waren. Was er als Bekenntnis auf die Zunge nahm, das sangen immerdar Millionen Münder und sangen es außerhalb aller Zeit. Die Schranken von zwölf Menschenschlechtern sanken dahin. Dort, um vierhundert Jahre zurück, stand ein Märtyrer der evangelischen Freiheit, dessen Blut in seinen Adern rollte, und winkte ihm zu aus den Flammen des brennenden Scheiterhaufens. „Pfaffe!“ schrie Röde. Alles Blut wich ihm aus den Adern.

Nehmen sie den Leib,  
Gut, Ehr, Kind und Weib —  
Laß fahren dahin,  
Sie haben's kein Gewinn —

Das vom „Reiche“ konnte er nicht mehr aussprechen. Schon war er von seinem erhöhten Standort heruntergerissen. Schultze packte fest zu mit Griffen, die faßten. Seine Leute standen ihm bei. Sie schleiften Heinrich gegen die Tür.

Da erst merkte man in den Reihen der Kommunisten, daß sie geprellt werden sollten und die Beute ihnen, denen sie gehörte, entrissen wurde. So kam es zum furchtbaren Gegenstoß. Schultze brach unter Faustschlägen zusammen. Er mußte loslassen aber sechs Sozialdemokraten bildeten eine neue Mauer um Heinrich, der wieder auf den Füßen stand.

Diese lebendige Mauer wurde von hinten durchbrochen, wo das Augenmerk geringer war. Röde streifte Heinrichs Rücken. Sein Arm zuckte hoch — die aufblitzende Klinge blitzte senkrecht nieder. Ein Schrei, aber von vielen ausgestoßen, war das Ende.“

Ich kenne nur eine Stelle in der deutschen Literatur, wo ein Opfergang so erschütternd dargestellt wird: es ist die Geschichte des Sterbens des heiligen Thomas von Canterbury (1170), das C. F. Meyer folgendermaßen schildert:

„Der König will, daß du sterbest!“ sprach Tracy und erhob das Schwert. „Es geschehe!“ antwortete Herr Thomas. Ich umschlang ihn mit diesen beiden Armen, fühlte den Schlag niederblitzen und wurde in demselben Augenblick unter dem Rufe: „Fort, Knecht!“ von einer eisernen Faust, die nur dem Frappedür gehören konnte, gepackt und geschleudert, daß ich sausend mit dem Schädel gegen eine Säule fuhr.“

Eugen Teucher